



Barbara Felsmann

Beim Kleinen Trompeter habe ich immer geweint

Kindheit in der DDR –
Erinnerungen an die Jungen Pioniere



Lukas Verlag





Wichtiger Hinweis:

Die Rechte an Abbildungen und Dokumenten wurden sorgfältig geprüft.
Sofern nicht anders angegeben, entstammen sie den Archiven der Autorin, der
Gesprächspartner oder des Verlags. Sollten ungeachtet dessen von dritter Seite
Ansprüche geltend gemacht werden, wird gebeten, sich an den Verlag zu wenden.



© by Lukas Verlag
Erstausgabe, 1. Auflage 2003
Alle Rechte vorbehalten

Lukas Verlag für Kunst- und Geistesgeschichte
Kollwitzstraße 57
D-10405 Berlin
<http://www.lukasverlag.com>

Layout, Satz und Umschlag: Verlag
Druck: Elbe-Druckerei Wittenberg
Bindung: Stein + Lehmann, Berlin

Printed in Germany
ISBN 3-931836-55-X





Inhalt

Barbara Felsmann: Vorbemerkung	9
Klaus-Dieter Felsmann: Wir sind nicht zum Ewigen Pionier geboren	13

Gespräche

Karl und Paul Maercker (1979, 1981): Sozialismus kam immer vor	23
---	----

Horst Kraus (1920): Ich galt als harter Hund, habe es aber immer ehrlich gemeint	37
---	----

Isolde Gorsboth (1950): Ich hatte aber auch Flugträume	49
---	----

Corinna Sylvester (1959): Da war Ende der Fahnenstange, da warst du der Feind	63
--	----

Hans-Jürgen Krause (1948): Etwas für die Gemeinschaft zu tun ist befriedigender, als sich an ein Bündel Banknoten anzukuscheln.....	79
---	----

Dietmar Linke (1944): Durch diese Erfahrungen sind mir ungeheure Kräfte zugewachsen	95
--	----

Waltraud Berger (1953): Die Augen sind mir erst aufgegangen, als ich in das richtige Leben geschubst wurde	111
--	-----

Katja Lange-Müller (1951): Wir interessierten uns mehr für den ersten Koitus als für Ulbricht ablösende Honeckers	125
---	-----

Carmen-Maja Antoni (1945): Ich gehörte zum Inventar des Kinderfernsehens	141
---	-----



Inhalt

6

Angelika Schill (1953): Bei den Sitzungen träumte ich mich meist raus	157
Sonja Scheller (1955): Ob du so oder so Hurra brüllst, kannst du dir aussuchen, aber Hurra brüllst du!	171
Annett Pohl (1962): Die Illusion, etwas ändern zu können, hatten wir nicht	183
Uwe Kraeusel (1960): Ich wußte damals schon, daß ich da nicht mitmachen will	197
Manfred Kapluck (1929): Wir haben sehr viel Solidarität erfahren	213
Wilfried Poßner (1949): Die Pioniere sollten eine Partei der Kleinen sein	227
Christian Weise (1974): Schreib, was die hören wollen!	247
Thomas Brussig (1965): In meiner Kindheit war alles so aufgeräumt	261

Anhang

Aus der Geschichte der Pionierbewegung	280
Festtage	296
Gründungsfeier des Verbandes Junger Pioniere Berlin, 20.3.1949	298
Eröffnung der Pionierrepublik »Wilhelm Pieck« am Werbellinsee, 1952 ...	299
Zentrales Fest der Freundschaft, Oktober 1967	300
Gruß der Pioniere an den XI. Parteitag der SED, April 1986	301
Der Wahlsieg am 15.10.1950	302



Reglement der Pionierorganisation »Ernst Thälmann«	304
Mitgliedsausweise.....	310
Statut der Pionierorganisation »Ernst Thälmann«	311
Banner und Ehrenzeichen	320
Umschlag eines Schreibheftes	322
Schüleraufsatz: Brief an Dr. Adenauer	323
Presseerzeugnisse: »Die Schulpost«, »Trommel« u.a.	324
Handreichung zu der Frage Jugendweihe – Konfirmation	328
Einladung zur Jugendweihefeier	333
Mein Zeugnis	334
Darstellung der Entwicklung	335
Wiedervereinigung?!	342
Pionieraufruf, Frankfurt a.M. 1975	343
Bundeskonzferenz der Jungen Pioniere (Diskussion), Dortmund 1987	346
Ernst-Thälmann-Traditionsecke	352
Aus dem Pioniergruppentagebuch einer 4. Klasse (1973/74)	353
Begriffserklärungen (Auswahl)	374





Dieses Buch widme ich unseren Töchtern Juliane und Karoline, die – obwohl oder gerade weil sie ihre Kindheit in der DDR verbracht haben – selbstbestimmt und in sich ruhend ihren Weg suchen.

Vorbemerkung

Als ich vor zwei Jahren während der Dreharbeiten zu einem Fernsehbeitrag über den Prenzlauer Berg Wolfgang Thierse in einer kurzen Pause von meinem neuen Buchprojekt erzählte, war seine erste Reaktion eine eher skeptische. »Wer soll denn das lesen?! Pioniere, Kindheit! Für diesen Kinderkram interessiert sich doch niemand!«, plauzte es aus ihm heraus, worauf wir dann allerdings beide lachen mußten.

Ich hatte bereits andere Erfahrungen gemacht. Allein schon das beiläufig in die Runde geworfene bloße Stichwort »Pioniere« rief bei Leuten, die in der DDR aufgewachsen waren, regelmäßig sofort Kindheitserinnerungen wach. Und zwar gleichgültig, ob sie früher selbst zu den Pionieren gehört hatten oder nicht. Irgendwie in Berührung mit dieser so fest installierten Organisation waren sie alle gekommen.

Bei Freunden, Bekannten und Kollegen aus dem anderen Teil des geeinten Deutschlands erweckte das Thema ebenfalls stets großes Interesse. Zwar wußten sie nicht viel mehr, als daß es die Organisation als solche gegeben hatte, und erst recht nicht, daß sich auch in der Bundesrepublik die »Jungen Pioniere« zeitweilig einer relativ großen Beliebtheit erfreut haben, doch sehr schnell mündeten auch diese Gespräche in Berichte aus der eigenen Kindheit. Es wurde sich darin nicht nur an abenteuerliche Spiele mit Freunden, Mutproben und den ersten Kuß, sondern vor allem auch an Begebenheiten erinnert, wo man in der Schule, in der Familie oder in kirchlichen Kindergruppen sinnleeren Geboten und Normen, Engstirnigkeit oder Gruppenzwang ausgesetzt war.

Die kräftigen Reaktionen bestärkten mich in meinem Vorhaben, persönliche Erinnerungen an die Pioniere zu sammeln.

Aber auch schon kurz nach der Wiedervereinigung hatte ich das Gefühl gehabt, daß es wichtig sei, Kinder aus der ehemaligen DDR nach ihren Erlebnissen in der Pionierorganisation zu befragen. Mir war klar, daß ihre kindliche Sicht auf die Dinge nur jetzt noch zu erfahren und eine solche Dokumentation somit unwiederholbar sein würde. So sprach ich bereits in den Jahren 1990/91 mit fünf Mädchen und Jungen, ohne freilich damals schon zu wissen, daß mich das Thema fortan nicht mehr loslassen würde.

Ich selbst war einst Pionier mit Haut und Haar gewesen. Ich fuhr voll auf die Ideale ab, die uns in der Schule vorgebetet wurden. Doch es gab in meinem



Umfeld zugleich auch viele Menschen, die mich mit einer anderen Sicht auf die Welt konfrontierten: darunter mein als »asozial« abgestempelter Schulfreund Olaf Walde, der mir Kaugummibilder von Winnetou und Old Shatterhand zusteckte, meine Freundin Sabine, bei der ich zu Hause vor dem Mittagessen mit Inbrunst betete, oder Carola, die bis auf die Grundlebensmittel alles aus dem Westen hatte und gern mit mir teilte. Vor allem aber brachte meine geliebte Großmutter immer wieder mein kindliches Weltbild durcheinander. Nicht nur, daß sie die Russen, »unsere Befreier«, mit dem Satz kommentierte: »Die haben uns befreit, von allem!«, daß sie im Winter einmal in der Woche das ND kaufte, nur um es ungelesen und voller Verachtung zum Ofenanzuhen zu benutzen, oder daß sie von der Kaiserzeit immer als »Friedenszeit« sprach – bei ihr nahm ich überhaupt eine Welt wahr, die mit all dem, was ich aus der Schule und der Pionierorganisation kannte, ganz und gar nichts zu tun hatte.

Je älter ich wurde, desto öfter stieß ich an die – angeblich gutgemeinten – Grenzen, die mir als Thälmannpionier und FDJler gesteckt waren. Schließlich begriff ich, daß die Widersprüche in der DDR nicht nur »vorübergehende, die überwunden werden müssen und können«, sondern systemimmanente waren. Ich begann daher, mich mehr und mehr von den ideologischen Vorgaben des Staates zu entfernen, zog mich mit allen Konsequenzen aus den offiziellen gesellschaftlichen Strukturen zurück, verweigerte mich bestimmten normierten Verhaltensmustern. Weiterhin mit dem System auseinandersetzen mußte ich mich freilich trotzdem, zumal unsere Kinder in die Schule kamen und damit die Frage, ob Mitglied bei den Pionieren ja oder nein, im Raum stand. Ich wollte nicht, daß sie – wie einst ich – ihr Herz an verlogene Parolen hängen, auf der anderen Seite aber wollte ich sie auch nicht durch ein Verbot zu Außenseitern in der Klasse machen. Sie entschieden selbst und wurden Pioniere.

Aber sie waren nicht allein gelassen, sie wurden von uns zu Hause aufgefangen, vieles wurde in Frage gestellt und offen diskutiert. Schon bald merkte ich, daß meine anfänglichen Befürchtungen nicht eintraten. Durch die Gespräche, durch das »andere« Leben, das wir intensiv miteinander führten, und nicht zuletzt durch ihre Freunde entwickelten beide eine sehr eigene Sicht auf die Dinge, aus der sie auch keinen Hehl machten.

Für sie rechtzeitig, nämlich als sie dreizehn beziehungsweise zehn Jahre alt waren, fiel die Mauer, und damit eröffneten sich für unsere Töchter einige Möglichkeiten, die es für sie in der DDR nicht gegeben hätte. Gleichwohl wurden sie jetzt aber auch mit Problemen konfrontiert, die sie vorher in dieser Härte nicht kannten. Zum Glück waren sie gewöhnt, die Dinge zu hinterfragen und Chancen für sich zu erkennen und wahrzunehmen.

Was hat unsere Kinder, was hat unsere Generation und die unserer Eltern und Lehrer tatsächlich geprägt, wie war das Verhältnis zwischen Schule, Pionier-

organisation und Elternhaus, welche Spuren haben diese Institutionen hinterlassen, wo sind wir gestärkt, wo beschädigt worden? – das sind Fragen, die mich seit der Wende immer wieder beschäftigen. Während man in der DDR offiziell der Volksbildung den größten Einfluß auf die Erziehung der jungen Generation zuschrieb und den der Familie weitgehend unter den Tisch kehren wollte, fand ich in der Nachwendezeit ähnliche Denkansätze immer wieder gerade auch in kritischen Veröffentlichungen über die DDR. Merkwürdigerweise wurde auch dort oft ausgeblendet, daß jeder Mensch ein Subjekt ist, dessen Entwicklung von unendlich viel weiteren Dingen mitbestimmt wird und er sich eine jeweils individuelle, ganz eigene Sicht zu dem System, in das er hineingeboren wurde, erarbeiten kann. Die im »Spiegel« und anderswo gern wiedergekäute Theorie, wonach aufgrund einer in den staatlichen Kinderkrippen verbreiteten Praxis, die Kleinen alle zur selben Zeit auf in einer Reihe hingestellte Töpfe zu setzen, später auch die Erwachsenen angeblich so uniform und wenig selbstbestimmt lebten, ist hier nur ein Beispiel. Ihre hanebüchene Undifferenziertheit machte mir noch einmal deutlich, wie wichtig es ist, die Menschen über ihre jeweils eigenen Erfahrungen selbst berichten zu lassen.

So habe ich mich seit Anfang 1998 noch einmal verstärkt auf die Suche nach der real erlebten Kindheit in der DDR begeben. Ich wollte herausfinden, wie sie sich auf das spätere Leben des Einzelnen ausgewirkt, welche Prägungen sie hinterlassen hat. Daß bei dieser Befragung zwangsläufig auch die staatliche Organisation der Pioniere einen großen Raum einnehmen mußte, liegt in der Natur der Sache.

Ich habe mich in diesen fünf Jahren mit Menschen aus den verschiedensten Generationen unterhalten, die in unterschiedlichen Phasen der DDR selbst einmal Pionier oder eben kein Pionier waren, aber auch mit Schuldirektoren, Lehrern, Pionierleitern und höheren Pionierfunktionären. Sie alle haben vor eingeschaltetem Mikrophon ihre ganz persönliche Sicht über die eigene Kindheit und Schulzeit dargestellt, haben darüber berichtet, wie sich diese frühen Erfahrungen durch ihr Leben zogen und wie sie mit ihnen als Erwachsene in Bezug auf die eigenen Kinder oder Schüler umgegangen sind.

Ich danke allen meinen Gesprächspartnern, daß sie sich auf die – manchmal sehr komplizierte, irritierende – Reise in die eigene Vergangenheit eingelassen und den Mut aufgebracht haben, ihre sehr persönlichen Geschichten der Öffentlichkeit anzuvertrauen. Vor allem danke ich Karl und Paul Maercker, die nun als Erwachsene einwilligten, daß ihre unverfälschte Kindersicht auf die Pioniere von 1991 ebenfalls in diesem Buch zu finden ist.

Genauso bedanke ich mich bei allen, die mir für meine Arbeit ihre persönlichen Dokumente zur Verfügung gestellt und Einblick in ihre privaten Archive gewährt haben.



Vorbemerkung

12

Ich danke Gunther Begenau und der Hans-Böckler-Stiftung für die finanzielle Unterstützung des Projektes, ohne die ich mit der notwendigen Intensität nicht hätte arbeiten können.

Ich danke Doris Krause, meiner Tochter Juliane sowie Ben Bauer, die die nicht enden wollenden Interviews vom Tonband abgeschrieben haben, und nicht zuletzt danke ich dem Verleger Frank Böttcher, der mir mit Rat und Tat bei der Konzeption und beim Schreiben des Buches zur Seite gestanden und mit großer Geduld sich darauf eingelassen hat, daß ich für das Manuskript doch wesentlich mehr Zeit brauchte als ursprünglich gedacht.

Worin, im Oktober 2003

Barbara Felsmann





Wir sind nicht zum Ewigen Pionier geboren

Klaus Dieter Felsmann

»Irgendwann will jeder mal raus aus seiner Haut. Irgendwann denkt er dran, wenn auch nicht laut«. Diese Zeile stammt aus dem Lied »Als ich wie ein Vogel war«, das Kurt Demmler 1974 für die »Klaus Renft Combo« aus Leipzig geschrieben hat. Der Text hatte mich, und mit mir viele der in die DDR Hineingeborenen, unmittelbar angesprochen. Die Welt sollte sich für uns, die wir zwischen zwanzig und dreißig waren, öffnen. Wir wollten unsere Träume verwirklichen; und es war soviel Kraft in uns, mit der wir hofften, etwas bewegen zu können. Doch es gab da nichts zu bewegen. Alles war organisiert, alles bereits gerichtet, das Immergleiche, das fortwährend als gut und vorbildlich dargestellt wurde, sollte lediglich besser und besser werden. Wer sich, wie gewünscht, fügte, durfte auf ein kleines Lob hoffen, wer sich widerspenstig zeigte, bekam einen Rüffel, er geriet in einen Erziehungskreislauf, und wenn gar nichts half, wartete die drastische Strafe auf ihn. So kannten wir es bereits aus unserer Kindheit, so war es einst bei den Pionieren, und irgendwie schien es, als sollten wir immer die kleinen Altstoffsammler mit der weißen Bluse und dem blauen Halstuch bleiben.

»Irgendwann will jeder mal raus aus seiner Haut« – 1989 war es dann soweit. Plötzlich waren alle Pionierleiter weg. Nun durften und mußten wir uns ohne Fahnenappell, ohne Händchenhalten, ohne die ewigen Gewißheiten beweisen. Es war eine große Chance, auch wenn sie sich vielfach nicht so verwirklichen ließ, wie das damals von uns gedacht war.

Im Spätsommer 2003, als die unsäglichen Ostalgie-Shows die deutschen Fernsehschirme beschmutzten, mußte ich erneut an das alte Lied denken. Die Shows erinnerten mich unfreiwillig an das Gefühl aus jener Zeit, als ich es erstmals gehört hatte. Meine damaligen Nöte, Beklemmungen und das Empfinden großer Ohnmacht brachten sich wieder in Erinnerung. Aber davon abgesehen war es vor allem zum Aus-der-Haut-Fahren, was hier alles als Erinnerungsbild an die DDR aufgetischt wurde. Das gesamte Orchester der Titanic schien auferstanden: all die Spaßmacher und Sportskanonen, die bis zum Schluß den Passagieren des untergehenden Schiffes vorgaukeln sollten und vorgegaukelt hatten, es gehe immer noch fröhlich auf den Meeren voran. Da war es wieder, dieses Verlogene und Falsche, dieses Miefige, diese Unterhaltungsware aus zweiter Hand. Selbst ein Propagandaheftchen über das heitere DDR-Leben tauchte druckfrisch auf. Was »SUPER illu« und RTL als Sonderheft Nr. 1/03 zum Thema »Die DDR-Show« herausgebracht hatten, unterschied sich in nichts von Jubelschriften später »Republikfeiertage«. Alles bunt, alles schön, alles so nett. Das war erschreckend.



Vierzehn Jahre nach dem Untergang der DDR bediente man sich wieder der alten Weltverklärungsmuster und behauptete obendrein, nun habe man dem Ossi endlich seine Identität zurückgegeben.

Bei der erwähnten RTL-Show war dann nicht nur Gregor Gysi bei fortlaufender Selbstdemontage auf offener Bühne zu beobachten, sondern vor allem Katarina Witt als vom Jungpionier zum erotischen Vamp mutiertes Klischeebild aller Ostdeutschen. Wer es noch nicht angesichts der Photos des Eishäschen aus Chemnitz respektive Karl-Marx-Stadt im »Playboy« 1998 begriffen hatte, der wurde jetzt mit der Nase darauf gestoßen. Es ist ja prinzipiell durchaus möglich, daß sich aus einem FDJ-Blauhemd, selbst wenn es einst die Volkskammer geschmückt hatte, später etwas Vernünftiges herauspellt. Und wenn es so ist, dann wird das auch durchaus anerkannt. Aber sind nun alle in der DDR-Geborenen quasi als ein Stück Kati Witt rehabilitiert? »Danke Kati«, schrieb der Berliner Kurier. Danke, sage auch ich den Showmachern der bundesdeutschen Unterhaltungsindustrie samt ihren Helfern aus den Propagandastäben der SED. Danke dafür, daß ich wieder daran erinnert wurde, was das Leben in der deutschen Kleinbürgerrepublik östlich der Elbe so unerträglich gemacht hatte: die absolute Verdrängung dessen, was sich real abspielt.

Das ist die eine Seite. Auf der anderen bin ich erschüttert, ja beleidigt, weil plötzlich wieder – wie auch schon mal gehabt – alle ein großes Kollektiv gewesen sein sollen: »So haben sie gelebt«, »So haben sie sich amüsiert«, »So haben sie am FKK-Strand die Hüllen fallen lassen«. Nein, und nochmals nein, das haben sie eben nicht alle so gemacht. Genau wie sie eben nicht, obwohl man das noch wenig zuvor in allen Medien diagnostiziert und unterstellt hat, entweder nur edle Verfolgte oder nur gewissenlose Informelle Mitarbeiter gewesen waren.

Wahrscheinlich wird bei Erscheinen dieses Textes niemand mehr über die Shows als solche reden, aber sie werden doch ihre Wirkung hinterlassen haben: Mit ihnen hat sich das Denken in Abziehbildern verfestigt.

Wie der »Spiegel« in seinem Show-Resümee (Nr. 37 vom 8.9.2003) schreibt, hat man bei der entsprechenden Veranstaltung des MDR jene Passagen herausgeschnitten, in denen Eva-Maria Hagen, die als Feigenblatt des »anderen« Lebens in der DDR eingeladen worden war, über die Motive sprach, weshalb sich Menschen nach 1945 für den östlichen deutschen Staat erwärmen konnten. Ob das stimmt oder nicht, sei dahingestellt; auf alle Fälle macht es auf ein Grundproblem beim Nachdenken über deutsche Nachkriegsgeschichte aufmerksam: Es wird immer wieder verdrängt, daß es aus damaliger Sicht eine durchaus ernstzunehmende Alternative war, sich zur Deutschen Demokratischen Republik zu bekennen. Leben in der DDR ist ja nicht nur aus dem Blickwinkel ihrer finalen Intershop-Phase zu erklären. Am Anfang hatte es wirklich vernünftige, integere Motive gegeben, beispielsweise den Pionierverband als große Kinderorganisation zu gründen, zu unterstützen und gutzuheißen.



Die Familie meines Vaters stammt aus Breslau. Die Flucht gegen Ende des Krieges führte die Eltern und die Schwester nach Korbach in Hessen. Als Vater nach vierjähriger russischer Kriegsgefangenschaft 1949 zurück nach Deutschland kam, gingen alle Verwandten selbstverständlich davon aus, daß er dorthin folgen würde, wo seine Eltern nun lebten. Er aber blieb in Berlin, in Ost-Berlin, und das nicht allein deswegen, wie die Großmutter gern glauben machen wollte, weil er hier meine Mutter kennengelernt hatte. Mein Vater war vielmehr davon überzeugt, und mit ihm noch ein paar andere, daß allein der Sozialismus eine gesellschaftliche Alternative zu jener Vergangenheit sei, die zum soeben erlebten Krieg geführt hatte. Dieser Glaube war so fest, daß selbst politische Ereignisse wie die vom 17. Juni 1953, die teilweise Aufdeckung von Stalins Schandtaten 1956 oder der Mauerbau 1961 keine Korrektur der einmal getroffenen Entscheidung herbeiführten. Auch persönliche Demütigungen innerhalb der Wirtschafts- und Finanzverwaltung, wo er überwiegend arbeitete, ließen ihn nicht auf den Gedanken kommen, das System zu wechseln. Immer wieder waren die Übel nur »vorübergehende Erscheinungen«, die man u.a. durch noch mehr persönlichen Einsatz überwinden müsse. Welche Kämpfe sich in ihm abgespielt haben, dazu kann ich ihn nicht mehr befragen. Er starb bereits 1968 mit achtundvierzig Jahren. Ob es auch eine seelische Zerrissenheit war, die zum frühen Tod beigetragen hat, darüber läßt sich nur spekulieren. An seinem Schicksal wird jedenfalls deutlich, daß das Leben im zweigeteilten Deutschland nach dem Krieg nicht nur dadurch bestimmt wurde, wo man zufällig seinen Wohnsitz hatte, sondern auch dadurch, für welches politische Modell man sich entscheiden wollte.

Die DDR hatte sich als eine Art Glaubensstaat etabliert, und es gab, bedingt durch die historischen Ausgangsbedingungen, vielfache subjektive Bereitschaft, diesen Glauben mitzutragen. Das Gute meinent wurde so das Böse an der Macht gehalten. Denn dieser Glaubensstaat war ja niemals durch Mehrheiten demokratisch legitimiert. Er verweigerte dem Andersdenkenden nicht nur die Artikulationsmöglichkeit, sondern oftmals auch die Existenzberechtigung. Es läßt sich im historischen Rückblick natürlich recht leicht nachweisen, daß die Gläubigen dem Spiel einer eigennützig und skrupellos agierenden Elite aufgesessen waren. Komplizierter wird es bei der Frage nach den ideellen Prämissen, die die Menschen begeistert haben, die sie dazu gebracht haben, andere zu schikanieren, und die sogar dahin zu führen vermochten, daß man im Bewußtsein aller Konsequenzen, die dies haben konnte, im Namen der »Sache« sich selbst denunzierte.

Das ideelle Konstrukt des Staates stand im wesentlichen auf zwei Säulen. Die eine war das Postulat vom Frieden und die andere das der Gerechtigkeit: zwei uralte menschliche Sehnsüchte. Nach den Erfahrungen des verheerenden Krieges und nach all dem damit verbundenen Elend konnte der Nährboden für solcherlei Gesellschaftsvisionen nicht besser sein. Perfide war nur, daß Frieden



und Gerechtigkeit nicht als lediglich allgemeine Orientierung gebende, eigentlich abstrakte Größen verstanden wurden, sondern zur Legitimierung jeglichen machtpolitischen Handelns zynisch mißbraucht wurden. Wessen Meinung von jener der Macht abwich, ob im eigenen Land oder international, wurde bekanntlich als Friedensfeind denunziert. Als sich Jugoslawiens Parteichef Tito Stalins zentralem Führungsanspruch verweigerte, erklärte man den einstigen Partisanengeneral kurzerhand zum Faschisten und zum Kriegstreiber. Ungarische und tschechische Sozialisten wurden ermordet, weil sie angeblich den Friedensfeinden in die Hand spielten. Sich der LPG-Eingliederung widersetzende Bauern wurden als renitente Elemente, die sich der Verwirklichung einer gerechten Weltordnung entgegenstellten, denunziert. Ja, selbst wer als Kind in der Schule sein Altstoffsammelsoll nicht erfüllte, mußte sich moralisch rechtfertigen, da er sich offenkundig nicht genug für den Weltfrieden einsetzte.

Dieser Mißbrauch der Ideen vom Frieden und von der Gerechtigkeit war Kennzeichen der ersten, gleichsam noch ursprünglichen Phase des Sozialismus in der DDR. Die folgende lange Zeit war davon geprägt, daß bei den Jüngeren die beiden grundlegenden Postulate nur dann instrumentalisiert werden konnten, wenn diese sie ebenfalls strikt verinnerlichten, obwohl ihnen der Ausgangspunkt: die selbstgemachte Erfahrung eines katastrophal verlorenen Krieges und eines restlos diskreditierten Staats, zunehmend fehlte. Die richtige Weltanschauung, der richtige Klassenstandpunkt, die richtige Einsicht, die richtige Überzeugung mußten nun künstlich erzeugt werden. Von daher war es nicht verwunderlich, daß alle staatliche Erziehung in der DDR sich um die beiden zentralen Begriffe »Frieden« und »Gerechtigkeit« drehte. Kein Kind östlich der Elbe ist aufgewachsen, ohne das schöne Lied von der »Kleinen weißen Friedenstaube« zu erlernen, kaum jemand konnte sich der Faszination vom Kampf um Gerechtigkeit durch »Timur und seinem Trupp« entziehen, und viele haben mit »Neger Nobi« geträumt, wie der eine bessere Welt für sein afrikanisches Volk erkämpft. Was an materiellen Lebensdefiziten verspürt wurde, projizierte man hingegen in die paradiesische Zukunft. Man müsse nur schön lernen, dann werde man eines Tages als Ingenieur, Direktor oder Tierärztin im Wohlstand leben. So klang es aus Zeitungen und vom Lehrerpult, und so vermittelte es die Pionierorganisation.

Wie das damals klang, kann man kaum beschreiben, man muß es im Original lesen, beispielsweise in den Worten von Prof. Dr. Robert Havemann: »Das humanistische Ziel der produktiven Tätigkeit des Menschen ist die Vermehrung der Güter, des Wohlstandes, die Hebung des Lebensstandards aller Menschen, die Befreiung der Menschheit von Krankheit und Not. Der verfallende Kapitalismus hat es fertiggebracht, mit seiner produktiven Tätigkeit das entgegengesetzte Ziel zu verfolgen: die Verarmung der Massen, die Sicherung immer steigender Profite für eine winzige Minderheit, Zerstörung der menschlichen Kultur und



Vernichtung des Lebens von Millionen in den imperialistischen Kriegen. Die großen neuen Entdeckungen der Wissenschaft, insbesondere die Entdeckung der Atomenergie, kann der Kapitalismus nicht mehr zum Segen der Menschheit anwenden. Für ihn ist nur die Möglichkeit geblieben, sie zur tödlichen Gefahr für die Existenz der menschlichen Kultur werden zu lassen.« So stand es 1955 in »Weltall, Erde, Mensch«, ein Buch, das alle Jugendweiheteilnehmer im Alter von vierzehn Jahren bekommen hatten. Wie wir wissen, war Robert Havemann ein kluger Kopf und keinesfalls ein machtbesessener Demagoge. Er hat das, was er damals geschrieben hat, so geglaubt, und Millionen haben das ebenfalls so geglaubt. – Ende der achtziger Jahre nahm einer meiner Freunde, der Graphiker Grischa Meyer, die Implikationen der frühen Jahre bei einer Geburtstagsfeier auf, indem er lapidar feststellte: »Kosmonauten sollten wir werden und Hausmeister sind wir geworden«. Von der Vision, die man zu Realität hatte zwingen wollen, war nichts mehr übriggeblieben. Das war die dritte, die letzte Phase der DDR.

Allerdings, und auch das darf man nicht vergessen, hatte es der »Imperialismus« der DDR-Propaganda lange Zeit auch nicht sonderlich schwer gemacht, immer wieder Beweise seiner Verwerflichkeit – und implizit der moralischen Überlegenheit der sozialistischen Staaten – zu liefern. Da wurden blutige Kriege in Algerien und Vietnam geführt – was Wunder, wenn die Anführer des dortigen nationalen Widerstandes, Ben Bella und Ho Chi Minh, in der DDR als Helden gefeiert wurden. Da versuchte man den charismatischen Fidel Castro von seiner Insel zu vertreiben, da wurden 1965 in Indonesien die Regierung Achmed Sukarnos gestürzt und Hunderttausende umgebracht. Im Kongo wurde 1961 der sympathische Ministerpräsident Patrice Lumumba ermordet und durch den Verbrecher Joseph-Désiré Mobutu ersetzt. Zuletzt war es der Sturz der Regierung Salvador Allendes 1973 in Chile, der noch einmal die Glaubensbrüder des Ostens im Zorn auf den »Imperialismus« einte. – Inzwischen jedoch hatte das postulierte Friedensbild längst auch Risse bekommen. Es gab die allgemeine Wehrpflicht, und anders als in den fünfziger und sechziger Jahren, als noch jegliches Kriegsspielzeug abgelehnt wurde, gehörten kleine Panzer und Kanonen in den Kindergärten zur Standardausstattung. An der sowjetisch-chinesischen Grenze hatte es schwere Kämpfe gegeben, Sukarno und Ben Bella wurden als ebensolche Diktatoren entlarvt wie ihre Nachfolger bzw. Vorgänger es waren, und der ägyptische Freund Gamal Abd el-Nasser war ein Kommunistenmörder wie später der Iraker Saddam Hussein. Am dramatischsten aber war die Erschütterung, als 1968 unter anderen deutsche Volksarmisten gegen den »Prager Frühling« anmarschierten. Auch wenn damals nur wenige ganz offen zu protestieren wagten, hatte sich das realsozialistische System mit dieser Intervention als ideelle Alternative endgültig diskreditiert. Noch gab es keinen äußeren Bruch, aber emotional war er bei vielen Menschen schon vollzogen. Interessanterweise



hat in der auf Jubiläen sonst so versessenen Medienwelt im Sommer 2003 kaum jemand an den 35. Jahrestag des Einmarsches in Prag erinnert. Vielleicht war man einfach zu sehr mit den »Ostalgie-Shows« beschäftigt? Gleichgültig, ob diese Ignoranz, dieses Vergessen dem Zufall geschuldet gewesen ist oder nicht, das Prager »Manifest der Zweitausend Worte« vom Juni 1968 sollte jedenfalls für immer im Gedächtnis der Menschheit lebendig bleiben. Es reicht weit über den historischen Anlaß seiner Formulierung hinaus. Außerdem kann es helfen, heutzutage Biographien von im Realsozialismus aufgewachsenen Menschen zu verstehen: »Noch schlimmer aber war, daß wir einander, einer dem anderen, so gut wie gar nicht mehr vertrauen konnten. Die persönliche und die gemeinsame Ehre ging verloren. Mit Anständigkeit kam man nicht voran, und von der geringsten Wertung der Menschen nach ihren Fähigkeiten zu reden, wäre müßig gewesen. Daher hat die Mehrheit der Menschen das Interesse an der öffentlichen Sache verloren, sie kümmerten sich nur mehr um sich selbst und um Geld, wobei zur Schlechtigkeit der Verhältnisse auch der Umstand gehört, daß man nicht einmal auf dieses Geld sich heute noch verlassen kann. Die Beziehungen zwischen den Menschen verdarben, die Freude an der Arbeit ging verloren, kurz, für das Volk sind Zeiten angebrochen, die die seelische Gesundheit des Volkes und seinen Charakter bedrohen.« – Als ich das Manifest aus meinem privaten Archiv holte, wo es seit Ende der siebziger Jahre gelegen hatte, fand ich die zitierte Stelle darin dick angestrichen. Sie bezeichnet genau jenes Unbehagen, das mich im letzten Jahrzehnt der DDR zunehmend begleitet hat. »Frieden« und »Gerechtigkeit« – zwei hehre Ziele, die in der konkreten Politik mißbraucht worden und zu hohlen Phrasen verkommen waren. Irgendwann mußte jeder halbwegs wache Mensch spüren, daß ihr Gehalt sehr willkürlich interpretiert und ihr Ethos für vordergründige Disziplinierungen benutzt wurde. In Wahrheit fehlten im Land von Anfang an der innere Frieden und die innere Gerechtigkeit, weil es keinen demokratischen Rahmen gab.

Wann fühlt man so etwas erstmals als Kind? Vielleicht dann, wenn alle Mitschüler – weil es nun einmal so angeordnet war – in einem weinroten Turnhemd zum Sportunterricht gehen, und nur man selbst kommt im schwarzen Hemd – weil es einem gefällt. Die unausweichliche Auseinandersetzung mit dem Lehrer kann man womöglich noch relativ leicht bewältigen. Doch wenn man von der Gruppe beispielsweise zum »Wattfraß«, einer gruseligen Figur aus der Zeitschrift »Frösi«, die an das Stromsparen erinnern sollte, erklärt wird, dann ist es schon schwieriger, bei sich zu bleiben. Es ist ja gerade der Gruppendruck, der menschliches Verhalten vielfach determiniert. Und auf Organisierung von Gruppendruck hatte man sich in der DDR sehr gut verstanden. Schon bei den Pionieren galt das Kollektiv mehr als der Einzelne. Man brauchte Durchschnitt, und man erzeugte Durchschnitt. Immer wieder gab es große Massenfeste mit allen emotionalen Höhepunkten für die in der Menge Mitschwingenden und



mit deutlichen Signalen der Abwertung für jene, die nicht mitmachen wollten oder konnten. Es gab verbindende Ereignisse und Momente, die die Mehrzahl ergriffen haben. Radfahrer Täve Schur erreichte seine unglaubliche Popularität nicht in erster Linie durch seine Siegertitel, sondern dadurch, daß er 1960 auf dem Sachsenring einen Belgier namens Vandenberg abgelenkt hatte und so ein anderer DDR-Fahrer, Bernhard Eckstein, Weltmeister werden konnte. Das hatte die Republik kollektiv an der Rennstrecke bzw. an den wenigen Fernsehapparaten verfolgt. Das war identitätsstiftend. Zehn Jahre später war die emotionale Basis für solcherlei Gemeinschaftswahrnehmung bereits ziemlich aufgebraucht. Die Helden des Sports der siebziger und erst recht der achtziger Jahre erfuhren lediglich noch eine mediale Aufwertung, erreichten aber immer weniger die Herzen. Das galt insbesondere auch für die junge Kati Witt, die zu Zeiten, als sich die Greise des Politbüros in ihrer erotischen Aura sonnten, keinesfalls eine Symbolfigur des gemeinen Mannes war. Ein volkstümlicher Star, als der er heute – im Zusammenhang mit dem 25. Jubiläum seines Weltraumflugs – gern vorgestellt wird, war zu DDR-Zeiten auch Siegmund Jähn, der erste Deutsche im All, ganz und gar nicht. Zu deutlich wurde sein Unternehmen von den Leuten instinktiv als bloßes Propagandaereignis erkannt. Persönlich mag der Mann ja integer gewesen sein, doch er war eben auch Offizier der NVA, und so war die Begrüßung nach seiner Rückkehr auf die Erde nichts als ein organisiertes Politspektakel und gewiß kein Volksfest.

Inszenierungen wie diese sollten längst verspielte – oder auch nie dagewesene – ideelle Bindungen an das politische System bewirken. Das wurde um so wichtiger, als beim Staatsvolk der Anspruch an Privatheit, wie er mit einer gewissen materiellen Zufriedenheit naturgemäß verbunden ist, deutlich zunahm. Nach Honeckers Inthronisierung 1971 hatte man derartigen Wünschen zunächst nachzukommen versucht. Doch was unternommen wurde, wirkte hilflos. Politbürotagungen beschäftigten sich mit grandiosen Wohnungsbauprogrammen, aber auch mit Versorgungsengpässen bei Unterhosen und Regenschirmen. Schwermaschinenbaubetriebe stellten im Rahmen eines »Konsumgüterprogramms« Garderobenständer und Kerzenhalter her. Gleichzeitig wurden aus ideologischen Gründen die letzten Privatbetriebe, die bis dato manche der Versorgungslücken zu schließen oder zu verdecken vermocht hatten, aufgelöst oder verstaatlicht. Doch für den offenen Wettlauf mit westlichen Versorgungsstandards erwies sich der Sozialismus als völlig ungeeignetes System. Niemals hätte unter den vorgegebenen gesellschaftlichen Maximen der Produktivitätsstandard einer Marktwirtschaft erreicht werden können. Kritischen Ökonomen war das relativ schnell klar; früher oder später mußte es zum Kollabieren des Systems kommen. Bis es aber soweit war, nahm das Mißverhältnis zwischen Gegebenheiten und postuliertem Machtanspruch immer absurdere Formen an. Hier Westkredite und Intershop, dort Maiaufmärsche und Publikationsverbote. Hier Medaillenjubiläum



bei Olympischen Spielen, dort Menschenhandel und Stasiüberwachung. Und zu alledem spielte jenes quietschbunte Orchester, das nun vierzehn Jahre später bei den Fernsehshows neuerlich zu erleben gewesen ist. Absurderweise ist dort sogar behauptet worden, dies sei die originäre Unterhaltung der DDR-Bürger gewesen. Das war sie in der Form aber nie und in den achtziger Jahren schon gar nicht mehr. Denn Deutschlandfunk und RIAS, ARD und ZDF, der Besuch von Tante Erna und von Freunden, all dies hatte ja trotz Mauer und Stacheldraht das Denken und Fühlen sowie die kulturellen Leitbilder vieler DDR-Bürger stets enorm mitbeeinflusst. Hinzu kam eine immer differenziertere Subkultur, die das offizielle »Pionierleben« komplett konterkarierte und ad absurdum führte. Robert Conrads Photographie auf der Rückseite dieses Buches erhellt die Situation schlaglichtartig. Heute verwechselt man gern die Systemelbstdarstellung mit dem wirklichen Leben. Doch ist die DDR-Schule nicht allein mit den Volksbildungsrichtlinien Margot Honeckers zu erklären, und die im Land verbreiteten Unterhaltungsgewohnheiten reduzieren sich keineswegs auf Heinz Quermanns »Schlagerrevue«.

Im Mai dieses Jahres hatte uns eine Freundin zum vierzigsten Geburtstag an die Ostsee nach Zinnowitz eingeladen. Wegen Sturmschadens blieb der Zug auf einem verlassenen Bahnhof in Vorpommern länger stehen. Im aufgebrochenen Vorratskeller des früheren Bahnhofsvorstehers fanden sich beim Herumstöbern noch Konserven aus dem volkseigenen Handel – ehemalige Raritäten wie Tomatenmark, Sauerkirschkonfitüre und ungarischer Paprikasalat. Die Verpackungen hatten zwar etwas an Farbe eingebüßt, doch der Inhalt war erstaunlicherweise noch eßbar. Vor allem aber hatte es aus den Gläsern gerochen wie einst. Wir waren zwanzig Leute und hatten uns überwiegend erst auf der Reise kennengelernt. Aber dieser Geruch provozierte sogleich ein gemeinsames Erinnern. Schnell ging das Gespräch über das von allen als gruselige Erfahrung empfundene Schlangestehen nach solchen Lebensmitteldelikatessen hinaus. Genauso proportioniert, wie es einst die DDR-Gesellschaft war, folgten beim größeren Teil der Gruppe nun possierliche Erinnerungen an die Pionierorganisation mit erster Ferienlagerliebe, Altstoffwettbewerb und »skandalösen« Momenten bei offiziellen Anlässen. Die mit umgekehrten Vorzeichen versehenen, mit mehr Bitterkeit gemischten Erfahrungen des anderen Teils waren freilich letzten Endes nicht viel anders. Alle waren im Osten Deutschlands sozialisiert worden, das stellte gewollt oder ungewollt eine verbindende und ungemein nachhaltige Erfahrung dar. Andererseits bedurfte es nicht erst des Besuchs in der Hotel-sauna, um zu erkennen, wie unterschiedlich wir alle dennoch geworden sind. Menschliche Individualität erweist sich am Ende stärker als zentralistische Organisationsstrukturen, die auf die Unmündigkeit des Einzelnen setzen. Wir sind nicht zum Ewigen Pionier geboren, auch wenn eine solche Vorstellung dem einen oder anderen ganz kommod scheinen mag.



Zum Begreifen von Geschichte bedarf es der Mühen des differenzierten Blicks, der immer auch mit Infragestellung eigener Gewißheiten etwas zu tun hat. In diesem Sinn bieten die in diesem Buch vorgestellten Lebensgeschichten einen hervorragenden Ansatzpunkt, um im Vergleich zu ihnen sich seiner jeweils eigenen Geschichte und damit seiner selbst zu vergewissern.

Worin, im September 2003

